

Lust ist eine Kopfgeburt

Die dänische Tänzerin und Choreografin Mette Ingvarsten unterwirft das Münchner Publikum mit ihren „69 Positions“

Was lächelt die so süß? Mette Ingvarsten will sich unter den Zuschauern eine Partnerin für einen indischen Tanz zu zweit schnappen. Sie lächelt aufmunternd, verführerisch, auch mit ihren lebhaften blauen Katzenaugen, und findet ein Opfer. Mitmachtheater – muss das sein?

Diese dänische Tänzerin und Choreografin, die demnächst Mitglied des Fünfer-Führungsteam der neuen Berliner Volksbühne um Chris Dercon sein wird, ist dieser Tage zu Gast bei der Tanzwerkstatt Europa in München. Dort gibt Ingvarsten Workshops und zeigte im Performance-Programm ihr gleichermaßen kluges wie erotisches Solo „69 Positions“. Darin bezieht sie zwar das Publikum mit ein, unterwirft es aber voll und ganz ihren Recherchezwecken. Man ist Proband in ihrem Labor in Sachen Sexualität.

Die Performance „69 Positions“ ist das erste von mehreren Kapiteln ihres 2014 gestarteten neuen Zyklus „The Red Pieces“, in dem es vorwiegend um das Spannungsverhältnis von Intimsphäre und öffentlichem Raum geht, aber keineswegs in Rot, sondern stets in strengem Schwarz-Weiß. Der Bühnenraum im Schwere Reiter ist mittels Stellwänden als Galeriegeviert um-



Bald ganz nackt: Ingvarsten bei einem ihrer ausufernden Monologe. FOTO: VIRGINIE MIRA

grenzt, in dem Mette Ingvarsten durch ihr Archiv der Sexualität führt. Das verläuft nicht chronologisch, sondern thematisch. Es beginnt damit, dass sie ihre E-Mail-Korrespondenz mit Carolee Schneemann über-

die mögliche Wiederaufführung der Nackt-Performance „Meat Joy“ vorliest. Diese Performance Schneemanns entstand in den Sechzigern, der Zeit sexueller Befreiung, wobei die kruden sexuellen Attacken als politischer Protest gegen die Gewalt in Vietnam gedacht waren. Und es endet mit Selbstzitierten aus der von Ingvarsten vor zwölf Jahren in Gang gesetzten Performance-Reihe zum Thema *biopolitics*, einer lustvoll bis heute sich fortsetzende Reflexion über die Bedingungen einer Gesellschaft, die sich leistungsorientiert an der permanenten Lusterfüllung abarbeitet.

Auf den meisten Exponaten dieser Schau, durch die einen Ingvarsten von Station zu Station führt, ist kaum etwas Konkretes zu sehen. Das rechtfertigt ihre ausufernden Monologe, die sich immer weiter ins Absurde schrauben. Selbst die Erläuterungen der SM-Exerzitien in der „Justine“ des Marquis de Sade sind, wie alles andere auch, sozialpolitisch und feministisch grundierte Gedankenspiele, die Ingvarsten anhand skurriler wie amüsanter Fallbeispiele in Wort und Tanz ausbreitet oder eben von Zuschauern spielen und nachempfinden lässt. Und so wandert man also hinter Mette Ingvarsten her und um sie her-

um, die irgendwann, bis auf Socken und Schuhe, gänzlich nackt referiert.

Sie bezieht die Zuschauer in immer neue Aktionen ein. Dabei wird einem allmählich klar, dass ihre Vorträge und all ihre Aktionen nichts anderes sind als eine Art Maueranschau, bei der nichts selbst erlebt, sondern alles episch nacherzählt oder nachgespielt wird. Zum Beispiel stöhnen und ächzen zwei Männer und zwei Frauen aus dem Publikum auf Mettes Geheiß in Mikros und imitieren all die Orgasmus-

Sie demonstriert die Wirkung von Testosterongel bei Frauen

Laute, die sie im Kopfhörer hören, als mehrstimmigen Chor. Oder das Licht geht aus, und man folgt Ingvarstens Anweisungen, um den Wirkungsmechanismus eines elektronischen Luststimulators nachzuempfinden. Ein jeder lauscht dabei, allein für sich, den Versprechungen jederzeit abrufbaren sinnlichen Vergnügens. Und spielt dabei doch nur seinen Part in einer Versuchsanordnung, die nicht mehr ist als Trockenschwimmen auf Metaebene. Mette Ingvarsten selbst demonstriert, einem feministischen Selbstversuch folgend, die

Wirkung von Testosterongel bei Frauen und leckt, nunmehr rattenscharf, eine Bürolampe ab; rammelt zum Finale einen Stuhl in mindestens 69 Positionen. Sex und Lust, so lernt man, sind immer neue, sehr einsame Kopfgeburt, die den Mangel an sinnfrohem Miteinander unter strengstem Mode- und Schönheitsdiktat als Utopia verkauft

Eine andere, die knabenhaft langgliedrige Lisbeth Gruwez, einer der Fixsterne des flämischen Künstlers Jan Fabre, beginnt ihre Körperexerzitien um indoktrinierte Ekstase in „It's Going to Get Worse and Worse and Worse, My Friend“ mit einer beschwichtigenden Geste. Sie steigert sich, von Arvo Pärt's „Tabula rasa“ befeuert, in Raserei, wenn ihre Hände wild über die eigene Beine streichen. Was als kakophonisches Wortfetzen-Stakkato einzelne Gesten hervorrief, löst nun in demagogischen ganzen Sätzen einen Weitstanz immer gleicher Bewegungsfolgen aus. Lisbeth Gruwez übersetzt Jimmy Saggart, jazzig von Klavier und Kontrabass untermalt, in ein manisch sich verdichtendes Körperidiom. Großartig. EVA-ELISABETH FISCHER